

Nr. 20. Bromberg, den 12. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(3. Fortsetzung.)

„Meine Mädels sollen es einmal ihrem Großvater danken, daß sie frei und unabhängig durchs Leben gehen können und ihre Füße nicht unter fremder Leute Tisch zu strecken brauchen, wie jetzt die arme Lore!"

„Fräulein von Rhaden will Neudietersdorf bald verlassen?"

Der alte Herr nickte.

„Ich habe ihr ein Heim auf Siebenlinden angeboten, aber sie hat abgelehnt. Es treibt sie fort. Sie kann sich wohl in kein Verhältnis zu der verwitweten Baronin finden!"

„Wer ist eigentlich diese berühmte Baronin von Rhaden?" fragte Walter zurück. „Ich hörte ihren Namen heute nachmittag schon mehrfach nennen!"

Der Amtsrat tat einen langen Zug aus seiner Pfeife.

„Das läßt sich nicht so einfach in zwei Worten sagen. Denn die Baronin ist zweifellos ein Ausnahmefall der Schöpfung, ein Rassenmensch, wie man es in Romanen wohl so nennt. Ich bin geständig, selbst mir altem Mann wurde es warm ums Herz, als sie vor sieben Jahren zum ersten Male als junge Frau nach Siebenlinden kam. Ich bändigte damals gerade einen entgleisten, kleinen Leutnant für die Landwirtschaft an. Der arme Kerl wurde mir geradezu tiefsinnig über das Schönheitswunder von Neudietersdorf, und er dichtete ellenlange Oden auf ihre Karmenaugen, anstatt sich um seine Spiritusabrechnungen zu bekümmern.

Und wie diesem verliebten Jüngling ging es auch der übrigen Menschheit. Nach drei Monaten lag ihr unsere ganze, sonst so exklusive Gegend huldigend zu Füßen. Zugleich begann damit in Neudietersdorf ein Leben im größten Stil. Das Schloß steckte ständig voller Gäste. Fest folgte auf Fest, dann wieder monatelang Reisen nach Paris und Rom, nach Baden-Baden und an die Nordsee.

Bis es schließlich eines Tages so kam, wie es kommen mußte.

Der Baron konnte am Ende in diesem übertollen Hetztempo nicht mehr mit; der Altersunterschied von über dreißig Jahren begann sich bemerkbar zu machen.

Er war müde geworden, denn er hatte ja selbst schon ein vielbewegtes Leben hinter sich, ehe er diesen heißblütigen, siebzehnjährigen Wildfang sozusagen frisch von der Bühne wegheiratete. Kurz und gut, er fing langsam an abzubauen, saß oft tagelang in seiner Bibliothek und überließ seine junge Frau allmählich mehr und mehr sich selbst und ihren Gästen. In dieser kritischen Zeit starb Lores Mutter, und er holte sich die heimatlose Waise ins Haus. Zwischen den beiden entspann sich dann bald ein sehr herzliches Verhältnis. Der vereinsamende Mann schloß sich nach und nach immer enger an die Kleine an, nahm selbst ihren Unterricht in die Hand und wurde ihr gewissermaßen ein zweiter Vater. Bis dann auf einmal mit seinem jähen Tode für Lore alles zu Ende war!"

„Der Baron ist auf der Jagd verunglückt?" warf Walter ein.

„Ganz recht! Er war abends allein auf den Anstand gegangen und wurde am anderen Morgen mit einem schweren Kopfschuß tot am Fuß einer Wildkanzel gefunden. Die Sache machte natürlich gewaltiges Aufsehen. Auch eine Gerichtskommission kam nach Neudietersdorf heraus; denn es gingen allerlei Gerüchte um von einem Zusammenstoß mit einem Wilderer, und was die Phantasie des Volkes sonst noch erdichtete. Das hat sich aber durch die Leichenschau als völlig haltlos herausgestellt. Die Kugel war dem Baron unter dem linken Kiefernwinkel in den Kopf gedrungen und dann in der Gehirnmasse steckengeblieben. Sie wurde bei der Obduktion gefunden und stammt aus dem Jagdgewehr des Toten. Das Gericht kam daher zu der Überzeugung, daß der Baron durch eigene Unvorsichtigkeit beim Abstieg von der Wildkanzel verunglückt sein müsse."

„Einen Selbstmord halten Sie für ausgeschlossen?"

Der alte Herr wiegte bedächtig den Kopf.

„Es scheint mir nach der ganzen Art der Verletzung wenig wahrscheinlich. Aber ich gebe zu, daß ich manchmal auch schon daran gedacht habe. Ich muß nämlich bemerken, daß ich dem Baron an jenem Unglücksabend etwa in der achten Stunde noch im Walde begegnet bin. Ich kam mit einem Fuhrwerk von Güldensee, und er kreuzte kurz vor der Försterei die Landstraße. Ich rief ihn an, aber er grüßte kaum zurück und machte auf mich überhaupt einen seltsam verstörten Eindruck."

Ein feines Wagenrollen klang bei den letzten Worten durch die stille Sommernacht.

Der Amtsrat erhob sich.

„Das sind die Kinder! Kommen Sie, lieber Walter, wir wollen ihnen entgegengehen. Ihre frische Jugend wird die Gespenster dieses Dramas am schnellsten verscheuchen."

*

Der Motor setzte aus.

Im Gleitflug senkte sich das Flugzeug tiefer.

Die sonnentrunkene Fläche des Sees flimmerte wie im Schmelzkessel zitterndes Silber.

Jetzt ein leiser Stoß, ein kaum merkbares Beben in dem durchsichtigen Gestänge der schimmernden Tragflächen.

Dann pflügten die Schwimmer des Flugzeuges in weit aufschäumender Bahn durch die blauen Fluten.

Der Monteur am Ablaufsteg winkte.

Zwei Minuten später sprang Kurt von Rhaden aus der Gondel. — —

Es war noch ganz früh am Tage.

Das Morgenlicht rann weich um den langen, grellgetünchten Bau der Orangerie, den grüner Kletterwein und üppige Klematis bis zu den Giebelmedaillons hinauf mit dichtem Rankenwerk überwucherten.

Ein bunter holländischer Garten zog sich bis zum Seeufer hin.

Anmutig geformte Vasen und bauchige Delfter Tonnen standen hier und da in den Blumeninseln der sorgsam abgezirkelten Rasenbeete.

Ein einsamer Pfau stolzierte majestätisch auf den sauber geharkten Kieswegen einher.

Das metallene Blau seiner Brust leuchtete; träge und federnrauschend schwankte er zur Seite, als der Flieger jetzt den breiten Mittelgang des Gartens heraufkam und in die Orangerie eintrat. — —

Als Kurt von Rhaden im Anfang des Frühjahrs der Einladung seines Vetters nach Neudietersdorf gefolgt war, hatte er sofort die leerstehende Gärtnerwohnung im rechten Flügel des Orangeriegebäudes für die Dauer seines Aufenthaltes ausgebeten.

Neben der wunderschönen Lage am See hatte ihn vor allem die unmittelbare Nachbarschaft eines geräumigen, alten

Bootschuppens angezogen, der ihm zur Unterbringung seiner Apparate und Errichtung einer kleinen Reparaturwerkstatt wie geschaffen erschienen war.

Ein paar aus dem Schloß entliehene Möbel hatten seinen Ansprüchen an äußeres Behagen vollauf genügt; in den langen Jahren seines Abenteuerlebens hatte er gelernt, im Falle der Not seine persönlichen Bedürfnisse mit dem Gleichmut eines griechischen Philosophen auf ein Mindestmaß einzuschränken.

So war denn seine Wohnung mit einer geradezu spartanischen Einfachheit ausgestattet, und nur der mächtige Rohrplattenkoffer und die schwere Kristallgarnitur des Waschtisches gaben Zeugnis, daß ein Mann von Kultur und vornehmen Lebensgewohnheiten in dieser weltabgeschiedenen Einsiedelei vorübergehend sein Heim aufgeschlagen hatte. —

Mit raschen Schritten ging der Flieger nach seinem Schlafzimmer hinüber, vertauschte hier die schwere Lederjoppe mit einer bequemeren Morgenjacke und nahm dann in seiner Zeichenecke Platz, die er sich mit Hilfe eines alten Gartentisches an dem großen Erkerfenster des Wohnzimmers hergerichtet hatte.

Er hatte vielleicht eine halbe Stunde eifrig arbeitend über seinem Reißbrett gesessen, als auf einmal der Schatten einer weiblichen Gestalt an dem laubumsponnenen Fenster vorüberstreifte.

Im nächsten Augenblick klang ein leichter Schritt auf den Sandsteinfliesen des Vorraumes.

Ein leises Klopfen.

Die Baronin trat ein.

Sie trug ein großes Badetuch zusammengerollt unter dem rechten Arm, in dem nur lose aufgesteckten Haar schimmerten noch ein paar feine Wassertropfen.

„Ich komme vom Baden," sagte sie nach der ersten Begrüßung. „Da hörte ich von deinem Monteur, daß du zu Hause zu finden seiest."

Damit ließ sie sich auf einem Korbsessel am Fenster nieder und schaute in die schimmernde Ferne des Sees hinaus, von dem es zuweilen wie ein einziges tiefes Atemholen voll Duft und Frische über die Blumenrabatten des Gartens herüberschwoll.

„Was verschafft mir die Ehre eines so frühen Besuches?" nahm Kurt nach einer Weile das Wort und schob das Reißbrett weiter auf den Tisch hinauf.

Die junge Frau hob den Kopf.

„Ich habe gestern den ganzen Tag vergeblich auf dich gewartet."

Ein leises, ironisches Lächeln spielte um den schmalen Männermund.

„Ich wollte dir absichtlich Zeit lassen, über das, was ich dir Sonntag nacht gesagt habe, noch einmal reiflich nachzudenken."

„Das habe ich auch getan und kann dir nur wiederholen, daß ich bei meinem Entschluß bleibe: Ich muß hier heraus, ganz heraus. Und zwar für lange Zeit. Ich halte es einfach nicht mehr aus. Ich habe das Gefühl, daß mich irgendein unsichtbarer Feind umschleicht und jeder meiner Schritte heimlich belauscht und beobachtet wird."

„Du siehst Gespenster, Sibyll!" war die Antwort. „Du bist seit dem Tode deines Mannes nervös überreizt. Das ist alles. Und darauf wird die ländliche Stille Neudietersdorfs vielleicht am besten einwirken."

„Da irrst du, Kurt! Gerade Neudietersdorf ist es, was mir die Ruhe nimmt. Weil ich hier überall einen Vorwurf, eine Anklage zu sehen glaube, im Gesicht der Gräfin Stefanie, in den Augen Lores."

Der Flieger zuckte die Achseln.

„Was heißt Anklage? Alles geschieht mit Notwendigkeit, und auch der Tod deines Mannes fällt aus diesem Gesetz nicht heraus. Du hast die Urkunde des Gerichts in Händen, daß er verunglückt ist. Wer will da seine Stimme gegen dich erheben? Laß die Toten ruhen. Es handelt sich jetzt um uns Lebende."

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

„Damit kannst du mir mein inneres Gleichgewicht nicht wiedergeben. Ich will fort, sobald die Ordnung des Nachlasses beendet ist. Dr. Hauffe scheint mir sehr gewandt und fähig. In acht bis zehn Tagen sind wir hoffentlich fertig. Dann hält mich nichts mehr!"

„Sibyll!"

Der Flieger war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Das sind doch alles nur Ausflüchte. Glaubst du denn, ich habe es nicht schon längst bemerkt, daß du eine andere geworden bist in letzter Zeit? Einmal hat man dich mir genommen, ein zweitesmal lasse ich dich nicht!"

Er war bei den letzten Worten ganz dicht an sie herangetreten, sein schönes, tiefgebräuntes Gesicht glühte in verhaltener Leidenschaft.

„Hast du denn schon alles vergessen, was uns verbindet, Sibyll? Wie du an jenem Abend zu mir kamst und mich halb sinnlos vor Angst um Hilfe anflehtest: Es ist alles vorbei. Er hat mich aus dem Hause gejagt. Rette mich, und ich bin für immer dein!"

Ein langes Schweigen folgte.

Es war ganz still, nur das leise Geläute des Parkes kam zuweilen durch das Fenster und ein tiefes Bienensummen, das wie ein einziger langgedehnter Ton über dem sonnenheißen Garten zitterte.

„Sibyll!" klang jetzt wieder die Stimme des Mannes in mühsam beherrschter Erregung. „Denk daran, wie wir einst so glücklich waren. Bis dein Gatte zwischen uns trat und sein Reichtum dich blendete. Damals gab ich dich frei, denn ich wußte ja noch nicht, was mir dein Verlust bedeuten würde. Das habe ich erst empfunden in den heißen, einsamen Tropennächten, wenn die Sehnsucht nach dir oft wie eine glühende Kette an meinem Herzen riß. Dann fanden wir uns wieder zusammen, und vom ersten Augenblick an fühlte ich, daß du wieder mein sein mußtest, daß diese Liebe das Schicksal meines Lebens ist!" —

Die Baronin erhob sich, ein Zug abweisender Kälte stand in ihrem Gesicht.

„Du kennst mich, Kurt! Was ich dir gab, habe ich dir freiwillig gegeben. Zwingen lasse ich mich nicht. Auch von dir nicht!"

Hochaufgerichtet wie zwei Kämpfer standen sie sich gegenüber und tauchten die Blicke tief ineinander.

Dann wandte sich die Baronin kurz zur Seite.

Ein leises Rauschen von Frauenkleidern, ein Türenklappen.

Er war wieder allein.

— — — — — —

Draußen blühte die wolkenlos heiße Pracht des vollerwachten Junimorgens.

In wunderbaren Wellenlinien schwang sich der Kranz der dunklen Wälder um das blaue Blinkfeuer des Sees und verblaßte am Horizont im silbernen Duft der Ferne.

Doch die junge Frau nahm nichts in sich auf von all den großen Jubelakkorden der Schöpfung, die sie rings umrauschten.

Die letzten Worte des Fliegers klangen noch immer mit starkem Widerhall in ihrer Seele nach.

Unwillkürlich gingen ihre Gedanken in jene Zeit zurück, da sie selbst ihre ersten tastenden Schritte in die große Welt gewagt hatte und mit einem Herzen voller Sehnsucht nach Leben und Erleben als siebzehnjähriges Mädchen nach Berlin gekommen war.

Damals war sie Kurt von Rhaden begegnet, und sie hatten sich liebgehabt.

Einen ganzen wundervollen Frühling lang.

Dann aber, als der erste Rausch verflogen war, hatten allmählich andere, kühlere Überlegungen der Vernunft in ihr wieder die Oberhand gewonnen.

Sie wollte nicht die kleine Schauspielerin bleiben, die, wie sie selbst am besten fühlte, ihren Weg bisher mehr durch den Liebreiz ihrer Erscheinung als durch ein überragendes Talent gemacht hatte.

Auch in den Tagen der höchsten Leidenschaft hatte sie nie das große Ziel aus den Augen verloren, sich zu einem gleichberechtigten Mitglied jener Gesellschaft aufzuschwingen, deren Glanz und Schimmer sie schon von jeher mit heißem Herzen und klopfenden Pulsen als ihr eigenstes Lebenselement empfunden hatte.

Daß Kurt bei weitem nicht über die Mittel gebot, ihr diesen Aufstieg zu ermöglichen, hatte sie schon nach kurzer Zeit durchschaut, zumal, als zu Beginn des Sommers sein Vater gestorben war und die Prüfung des Nachlasses ergeben hatte, daß er nur, wenn er den bunten Rock auszog und selbst die Bewirtschaftung des stark verschuldeten Familiengutes übernahm, sein finanzielles Gleichgewicht einigermaßen aufrechterhalten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Jugendliebe.

Die kleine Elsi saß auf der grünen Holzbank, die man um das Denkmal gezimmert hatte, und zeichnete mit ihrem Sonnenschirmchen allerhand Figuren in den Sand.

Was es war, konnte ich nicht erkennen. Sie hatte es bei meinem Erscheinen schon ausgelöscht. Meine Vermutung ging natürlich auf flammende Herzen oder so.

„Guten Tag, Elsi", sagte ich.

„Guten Tag, ich gratuliere." (Ich war gerade Untertertianer geworden.)

Sie stand auf und gab mir die Hand. Dabei sah sie mich fröhlich an.

„Danke", entgegnete ich. „Man hat sich glücklich wieder mal eine Stufe höher geschwungen. Es ist doch was. Langsam, aber sicher."

Damit ließ ich mich neben ihr auf die Holzbank nieder, denn sie hatte sich nach der Begrüßung gleich wieder hingesetzt.

„Du mußt doch kolossal froh sein, sag mal", sprach sie.

„Bin ich auch. O, ich fühle mich so leicht! So . . . Wie steht mir denn übrigens die neue Mütze?"

Ich sah sie an und sie mich. Dabei fiel mir wieder auf, daß sie doch wundervolle Augen hatte. „Gut", sagte sie. „Es ist ein schönes Blau — wie Kornblumen."

„Wie deine Augen, Elsi."

Sie lachte laut auf. „O, du Schmeichelpeter! — Du hast übrigens auch gar keinen Farbensinn. Deine Mütze ist kornblumenblau, und meine Augen sind wasserblau. Das ist doch ein Unterschied. Siehst du das ein?"

„Ja. Aber gewöhnlich mache ich den Unterschied nicht so genau. Ob deine Augen wie Wasser oder wie Kornblumen sind, ist mir ganz egal. Sie sind jetzt jedenfalls wunderschön — faktisch!"

„Na, nu hör' aber auf! Ich kann das Getue nicht leiden, und ich dächte, das müßtest du wissen. Was würdest du denn sagen, wenn ich dich bloß immer anschmachten wollte: Ach, du hast wirklich eine wundervolle Nase! — Du hast wirklich eine grandiose Stirn — und deine Hände sind ein Paar so reizende kleine Patschhände!"

Sie brachte das so drollig heraus, daß es mich entzückte.

„Ich würde dich auslachen!" sagte ich.

„Na also!"

„Ich bin aber auch nicht du!"

Das war sehr weise.

„Ach was. Ich verlange, wenn du mich noch liebst, daß du mir in Zukunft keine Schmeicheleien mehr sagst."

Sie reichte mir ihr schmale Hand:

„Nicht wieder tun — ja?"

Was sollte ich machen! Ich schlug ein.

„Weil ich dich liebe", sagte ich dabei sehr innig. „Ich liebe dich nämlich riesig, du!"

„So? Nun ja. Ich dich ja auch — natürlich. Aber offen gestanden, so wie vor einem Jahr — als wir uns die Ringe schenkten — weißt du noch, da hinten am Birkenteich? — so liebe ich dich eigentlich doch nicht mehr. Woran mag das nur liegen?"

„Aber Elsi! Das ist nicht nett von dir!"

„Liebst du mich denn noch so?"

„O sicher! — Wenn nur der lange Hentze nicht wäre!" platzte ich heraus und ballte die Fäuste.

„Herrgott, du bist ja förmlich wild! — Was hat dir denn Alfred Hentze getan?"

„Was er mir getan hat? Ach, du denkst wohl, ich habe es nicht gesehen? O, alles! Er hat mich beleidigt! Wenn ich den Kerl nur mal verhauen könnte! Aber er ist leider viel älter als ich. — Und du hast mich auch beleidigt, Elsi! Ich will es dir nur mal offen sagen. Du darfst dir nicht von dem Menschen den Hof machen lassen — ich kann es nicht sehen. Mir ist das Blut ordentlich zu Kopf gestiegen, als er so um dich herumscharmierte und du dir das fröhlich gefallen ließest. — Ja, Elsi, das hat mich furchtbar gekränkt! Du hast ja die Wahl: Wenn du den Schafskopp lieber magst als mich, brauchst du's ja nur zu sagen. Dann muß ich eben gehen und muß mich zu trösten suchen. Wenn du ihn aber nicht lieber hast, dann will ich, daß du ihm offenkundig den Laufpaß gibst. Das kann ich verlangen."

Ich suchte meiner Rede dadurch besonderen Nachdruck zu verleihen, daß ich zum Schluß mit dem Spazierstock kräftig auf die Erde stieß.

„Mein Gott, was habe ich denn nur verbrochen? Ich weiß wahrhaftig nicht."

„Hahaha!"

„Alfred Hentze ist ein sehr liebenswürdiger Mensch!"

„Und du liebst ihn von ganzem Herzen" —

„Ich mag ihn wenigstens ganz gern."

„Ich dacht' es mir. — Na, Elsi, nun ist's ja doch richtig aus zwischen uns."

„Aber warum denn nur, dummer Junge?! Sei doch nicht so albern!"

„Albern?"

„Ja — wenn du mir nicht mal erlauben willst, daß ich außer dir auch noch andere Menschen gern habe, bist du einfach albern. — Überhaupt hast du mir gar nichts zu erlauben. Ich kann tun und lassen, was ich will —"

Sie erhob sich, und ich folgte ihrem Beispiel. Jetzt wurde ich wieder gewahr, wie schon vorher, als ich sie in den Straßen vor mir gesehen hatte, daß sie im Haar eine blaue Schleife trug.

„Apropos — die Schleife hast du wohl aus Freude über meine Versetzung angebunden — um mit mir in der Couleur zu harmonieren?"

Ich glaube, es klang sehr spöttisch.

„Ach nein, mein Engel, das ist eine große Einbildung. Ich trage die Schleife schon seit voriger Woche. — Übrigens ist sie himmelblau!"

Das letzte sprach sie unglaublich süßlich.

„Verzeihung!" knirschte ich und fraß meinen Grimm in mich.

Wir gingen schweigend nebeneinander. Ich schlenkerte mit dem Stock in der Luft herum, und sie fuhr spielend mit ihrem Sonnenschirm über den Rasen.

Ein Fink prilzte über uns in den Zweigen und kündigte nahen Regen an. Aus der Ferne klang das Rauschen eines Wehrs herüber.

Der Weg war peinlich für mich und sie. Er schien nicht enden zu wollen. Aber plötzlich nahte die Erlösung.

Als wir um eine blühende Fliederecke bogen, kam Alfred Hentze des Weges daher und gerade auf uns zugeschritten. Er trug seine neue Obertertianermütze, die aus braunem Samt gefertigt war, sehr schief, und ich merkte wohl, wie er verschmitzt lächelte, als er uns sah. Auch gewahrte ich durch einen flüchtigen Seitenblick, daß Elsi rot wurde. — Nun — ich wußte ja.

Das Kalb grüßte mit einer ekelhaften Höflichkeit und trat zu uns. Wir beglückwünschten uns gegenseitig zur Versetzung. Dann fragte er:

„Kommst du nicht noch ein bißchen mit — und Sie vielleicht auch, Fräulein Elschen? Es ist so fabelhaftes Wetter heute."

„Leider habe ich keine Zeit," sagte ich. „Man erwartet mich zu Hause."

„Ich habe es nicht so eilig," meinte Elsi. — „Ich komme schon noch ein Endchen mit."

„Na, denn auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

Elsi und ich sahen uns beim Abschied nicht an. — — —

Als ich ein Stück von ihnen weg war, wandte ich mich noch einmal um: er pflückte ihr gerade ein paar Blumen am Wege.

„Es macht sich schon!" dachte ich und lachte. Dann begann ich einen Gassenhauer zu pfeifen, und im Weitergehen wurde meine Stimmung immer fideler. Ich schlug mit dem Stock nach den Kastanienblättern über mir und dachte an die Zukunft. Dabei kam mir Käthchen Broskowsky in den Sinn, die Kleine mit dem braunen Seidenhaar. — —

Und mein Entschluß war bald gefaßt.

„Ach was!" sprach ich resolut vor mich hin und schlug mit dem Spazierstock einen ganzen Kastanienzacken herunter — „mit Elsi ist die Sache nun doch mal ex — ich werde jetzt Käthen Broskowsky lieben!"

A. B.

Wunder der Technik im Altertum.

Verlorene technische Geheimnisse. — Wohnungskomfort im alten Rom. — Uralte Industrien. — Sage oder Wirklichkeit?

Auf nichts ist der moderne Mensch so stolz wie auf die Errungenschaften seiner Technik. Sie hält er für das Hauptmerkmal der Moderne. Und doch ist es falsch, den vergangenen Zeiten in dieser Beziehung gar zu wenig zuzutrauen. Die neuesten Forschungen und Ausgrabungen haben Beweise dafür geliefert, daß in jenen Ländern, die wir als die Wiege der Menschheit zu bezeichnen pflegen, Indien, Assyrien, Babylonien, ja auch in Griechenland und im alten Rom, bereits mehrere Jahrtausende vor Christi Geburt eine Technik bestanden hat, die mancher modernen Errungenschaft nicht nur gleichkommt, sondern sie sogar noch überbietet. Eine uralte Kultur ist in jenen Gegenden im Laufe der Zeit zugrunde gegangen, eine Kultur, die sich zwar ihrer Art nach von der unsrigen unterscheidet, aber vielleicht kaum dem Grade nach. Nur sehr unvollkommen ist natürlich das Bild, das wir heute von dieser Kultur entwerfen können, aber sehr viele Zeugnisse und Andeutungen lassen darauf schließen, daß jene frühen Zeiten wahrscheinlich technische Möglichkeiten gehabt haben, die uns heute unbekannt sind.

Wie stolz sind wir auf unsere Wohnungskultur! Nun, die antiken Wohnhäuser in den römischen und griechischen Städten entbehrten kaum eine der Bequemlichkeiten, die wir heutzutage von einem modernen Wohnhause verlangen. Im Provinzialmuseum zu Trier finden wir zum Beispiel auf alten römischen Darstellungen den Beweis dafür, daß die modernen Korbmöbel den Römern keineswegs unbekannt gewesen sind. Klosetts mit Wasserspülung, die man in Knossos entdeckt hat, Sitzbadewannen und Brausebäder,

wie sie Mykene und Pergamon besessen haben, legen davon Zeugnis ab, daß man auch der Hygiene im Altertum bereits die nötige Aufmerksamkeit zuwandte. (Daß das alte Rom eine Wasserleitung gehabt hat, dürfte ja wohl bekannt sein.)

Welch eine Überraschung, als sich ein „Tempel", den man unweit Neapel ausgegraben zu haben glaubte, als eine große öffentliche Bedürfnisanstalt erwies! Und daß man nicht nur die Körperpflege, sondern auch die Schönheitspflege eifrig betrieb, beweist die Schminken-, Puder- und Seifenfabrikation, die wir im alten Rom vorfinden. Sogar die Plombierung von Zähnen war nichts Unbekanntes.

Wenn wir nun zu der Industrie übergehen, so finden wir in Indien Schlackenhalden, die viele Quadratmeilen Umfang besitzen. Also muß es in Indien eine ungewöhnlich ausgedehnte Eisenindustrie gegeben haben. In der Nähe von Delhi steht eine aus chemisch reinem Eisen hergestellte Säule, die 340 Zentner wiegt und nirgends auch nur die geringste Schweißnaht aufweist. Sie stammt aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert vor Christus. Die Herstellung eines solchen Blockes würde unsern heutigen Eisenwerken keine geringen Schwierigkeiten bieten. Ebenso war die Gußstahlindustrie in Indien schon bekannt. Bekannt ist ferner der sogenannte „Koloß von Rhodos", eine 32 Meter hohe Bildsäule des Sonnengottes, die im Jahre 232 vor Christus durch ein Erdbeben zerstört wurde. Zum Guß ihrer Statuen wandten die Griechen und Römer bereits das sogenannte Wachsausschmelzverfahren an, und zwar in einer Ausbildung, die von uns heute noch nicht erreicht ist. Die Figuren, die wir heute mit diesem Verfahren herstellen, wiegen etwa das Zehnfache des Gewichtes der antiken Statuen. So wiegt eine antike weibliche Figur, die sich in München befindet, obwohl sie 1,77 Meter hoch ist, nur einen Zentner, und der betende Knabe, der im Berliner Museum steht, nur etwa 60 Pfund. Die Alten müssen also ein Verfahren gekannt haben, das ihnen erlaubte, dünner zu gießen, als es uns heute möglich ist.

Nicht ganz vorübergehen dürfen wir endlich an den sagenhaften Überlieferungen, die uns über technische Leistungen des Altertums erhalten sind, wenn wir natürlich auch nicht die Möglichkeit haben, nachzuprüfen, ob die Fama nicht etwa die Größe der Leistungen übertrieben hat. Das, was erhalten ist, gibt genug Kunde von dem, was möglicherweise gewesen sein könnte. Wenn uns z. B. von den sogenannten sieben Weltwundern des Altertums nur die Pyramiden Ägyptens in ihren ganzen Riesenmaßen erhalten sind, während wir von anderen, wie z. B. dem 160 Meter hohen Leuchtturm auf Pharos bei Alexandrien nur die Zahlenangaben besitzen, so genügt dies völlig, um den Berichten über die hängenden Gärten der Semiramis in Babylon, über das Labyrinth auf Kreta und ähnliche Werke des Altertums Glauben schenken zu dürfen. Vielleicht haben wir uns auch hinter dem Turm zu Babel, von dem die Bibel erzählt, ein in technischer Hinsicht bedeutenderes Bauwerk vorzustellen, als wir jenen alten Zeiten für gewöhnlich zuzutrauen pflegen.

Wie man Bürgermeister wird.

Von Rudolf Huch.

(Nachdruck verboten.)

Wurde, muß ich wohl sagen. Sechzig Jahre mag es her sein, da bewarben sich zwei junge Assessoren, nennen wir sie von Ix und Schulze, um den Bürgermeisterposten einer Kleinstadt. Sie hatten den fünf Stadtverordneten ihren Besuch zu machen, es war ein regenreicher Spätherbst, und der einflußreichste war ein Mühlenbesitzer, der weit außerhalb der Stadt wohnte. Herr von Ix ließ sich die Sache etwas kosten, er mietete ein Fuhrwerk und machte seinen Besuch in Lackschuhen. Schulze wollte oder konnte das nicht, er zog seine Wasserstiefel an und ging zu Fuß hinaus. Der Einflußreiche nahm den Besuch an. Schulze entwickelte in wohldurchdachter Rede seine Gedanken über die Aufgaben der Stadtverwaltung, hatte aber das unangenehme Gefühl, daß der Einflußreiche sich offenbar mehr für seine derben und einigermaßen verunreinigten Stiefel, als für seine Pläne interessierte. Indessen hörte dieser Gewichtige nach der Art echter Niedersachsen den Gast in ernstem Schweigen an, worauf er ihn also beschied: Herr Assessor von Ix waren auch schon hier und haben mir ganz dasselbe gesagt, aber ich wähle Ihnen. Herr von Ix hatten Lackschuhe an, und das paßt nicht für uns.

Schulze wurde gewählt, und es wäre hübsch, wenn ich sagen dürfte, der Einflußreiche hätte seinen Entschluß nie zu bereuen gehabt. Seine hübsche junge Frau nahm aber an dem derben Schuhzeug des neuen Bürgermeisters auch keinen Anstoß und des Sängers Lied hat hier zu schweigen.

Der Esel.

(Eine Fabel.)

(Nachdruck verboten.)

Eines Tages kam der Esel zum Menschen und fragte: „Warum verachtest du mich? Warum nennst du gerade mich — einen Esel?"

Der Mensch dachte nach und antwortete: „Du wirst nicht bestreiten können, daß du in vielen Dingen dümmer handelst als die andern Geschöpfe. Sieh nur zum Beispiel deine Nahrung. Gibt es nicht genug wohlschmeckende, gut riechende und appetitliche Kräuter in der Natur?! — Aber du frißt Disteln!"

Das nahm sich der Esel zu Herzen und verspeiste sein Frühstück sofort beim schönsten Rosenstrauch.

Zufällig kam der Fuchs vorüber und sah ihn: „Guten Morgen, Esel!" rief er, „wünsche wohl zu speisen!"

Der Esel wandte sich beleidigt um: „Ich bin kein Esel! Esel fressen Disteln — ich aber speise die schönsten Rosen!"

Der Fuchs sah ihn lange an. „Und schmecken sie dir?" fragte er endlich.

„Nein!" gestand der andere, der wahrheitsliebend war wie alle Esel.

„Aber die Disteln haben dir geschmeckt! Warum hast du sie gelassen?"

„Weil die Leute sagen, daß nur Esel Disteln fressen!" stöhnte der Bedauernswerte, „und weil sie finden, daß Rosen eine viel standesgemäßere Kost sind."

Da schlug der Fuchs einen Purzelbaum vor Lachen. „O, du Tor!" rief er, „und so willst du aufhören, ein Esel zu sein? Weißt du nicht, daß der ein doppelter und dreifacher Esel ist, der etwas läßt, das ihm schmeckt, nur weil es die Leute nicht für vornehm und standesgemäß befinden?!"

Da ging der Esel wieder zurück zu seinen geliebten Disteln. Und er fühlte sich bei dieser Kost glücklicher und zufriedener als irgendein Mensch.

Hella Hoffmann.



Bunte Chronik



* **Die Maulschelle vor dem Traualtar.** Eine eigenartige Sitte soll in den Dörfern um Regensburg herum bis in die neuere Zeit hinein geherrscht haben. Wenn der Bräutigam an dem Altar der Braut das Jawort gegeben hatte, dann schritt der Brautführer auf ihn zu und versetzte ihm eine derbe Maulschelle, um ihm damit einen nachdrücklichen Hinweis auf die neuen Pflichten, die er mit dem Jawort übernommen hatte, zu geben. Ein Reisender allerdings, der einer solchen Szene einmal beiwohnte, erklärte, er habe den Eindruck gehabt, daß durch diese Maulschelle angedeutet werden sollte, worauf die beiden Eheleute alles beieinander gefaßt sein müßten.

*

* **Ein „Kalauer".** Der bekannte Geschichtsschreiber Mommsen war in den 70er Jahren Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses als Vertreter des Kreises Kalau (bei Frankfurt). Als nun Helmholtz als Rektor der Berliner Universität an seinem 60. Geburtstag eine Rede auf ihn halten sollte, sagte er: „Und wenn ich endlich in der Sprechweise seines Wahlkreises von ihm reden darf, dann möchte ich sagen: er ist weder kahl noch lau!" Ein tosender Beifall folgte diesen Worten. Denn Mommsen zeichnete sich trotz seines Alters sowohl durch ein frisches Draufgängertum wie durch eine herrliche, und zwar echte, Perücke aus.

*

* **Gespräch mit einem Fische.** Die Belgrader „Politika" erzählt: Der Gast eines Belgrader Restaurants hatte Fische bestellt. Sie waren ihm gebracht worden, aber als der Kellner ein wenig später nach dem Gaste sah, war er erstaunt, daß der Gast gestikulierte. Sonderbar, er schüttelte den Kopf, bewegte die Lippen und hatte das Gesicht tief über den Fisch gebeugt. Der Kellner eilte zum Wirt, und dieser brachte genügend Tapferkeit auf, um den sonderbaren Gast zu fragen: „Was machen Sie da, mein Herr?" „Nichts, nichts! Ich spreche nur ein wenig mit dem Fisch!" „Sprechen?" „Na ja! Guten Tag, Fisch, habe ich gesagt. Wie geht's, Fisch? Gut! hat er mir geantwortet. Woher kommen Sie? habe ich weiter gefragt. Aus der Donau, hat er mir geantwortet. Ah, sagte ich, aus der Donau? Und was gibt's Neues in der Donau? — Da sagte der Fisch: Ausgerechnet mich fragen Sie? Ausgerechnet mich, wo ich mich schon drei Wochen hier im Lokal aufhalte?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.